



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Lyrik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ferner: „Daß diese Formen des absoluten Cultus vorerst nur oder doch wenigstens vorzugsweise und in ihrer allgemeinen Durchführung blos Ideal sind, ist keine Instanz gegen ihre Verwirklichung im Leben, die allerdings erst eintreten kann — dann aber auch gewiß eintreten wird — wann das religiöse Bewußtsein der Zeit überhaupt über die bisherige Gestalt einer einseitigen und das wahrhafte religiöse Bedürfniß unbefriedigt lassenden Religiosität sich erhoben haben wird, wozu freilich kaum die ersten Anfänge gemacht sind. Aber der Bund der „Ritter vom Geist“ im Gebiete des Religiösen möge nur consequent den abgelebten Cultusformen der Vergangenheit den Rücken wenden, dieselben ihrem hereinbrechenden Zerfalle überlassen und mit dem Neubau freier Cultusformen in kleinern, von den bisherigen Formen unbefriedigten Kreisen der Gesellschaft den Anfang machen, so wird ihre Mission schon ihren allmählichen, zwar langsamen, aber sichern Gang gehen und die Verkärung des Christenthums zu seiner Wahrheit dem Ziele der Vollendung näher rücken.“ —

Wir können uns diesem Bund der „Ritter vom Geist, der Künstler der Zukunft und der Propheten der absoluten Religion“, nicht anschließen; wir finden in ihnen dieselbe trübe, unklare Gährung, dasselbe Vorwiegen der Intention über die schöpferische Kraft, und ehrlich gesagt, dieselbe belletristische Spielerei, welche die ähnlichen Bestrebungen der romantischen Schule charakterisirt. Vor einem halben Jahrhundert nahm diese in ihren Organen den Mund ungebührlich voll, und verkündete eine Kunstreligion der Zukunft, gegen welche das Christenthum ein wahres Kinderspiel gewesen sein sollte. Es ist aus diesem Kunstwerk nichts geworden, die historischen Mächte haben das Feld behauptet, und wir möchten den neuen Propheten das nämliche Schicksal prophezeien, obgleich sie viel verständiger, nüchterner und prosaischer sind, als die Apostel des Novalis und des Jacob Böhme, oder vielleicht gerade deshalb. Vorläufig haben wir andere Dinge zu thun, als neue Religionen zu erfinden, und wir möchten keine voreiligen Experimente anstellen, bei denen wir am Ende sehr bitter das Macduff'sche „bequemer war der alte Rock zu tragen!“ empfinden müßten.

## N e u e L y r i k .

Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. Von Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter, unter Berücksichtigung der namhaftesten kritischen Stimmen: Von Ignaz Hub. Dritte, stark vermehrte Auflage. Carlsruhe, Grenzbauer. — Die Rosenegger Romanzen. Von Julius von der Traun. Wien, Gerold. —

- Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen, von Wolfgang Müller von Königswinter. Stuttgart, Cotta. —
- Unterm Schindeldach. Von Waldmüller. Hamburg, Meißner u. Schirges. —
- Ulma. Von Ludwig Stiebriz. Leipzig, Hinrichs. —
- Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in sechzehn Gesängen. Leipzig, Brockhaus. —
- Die Lilie vom See. Dichtung von Moriz Horn. Leipzig, Brockhaus. —
- Album. Zum Besten Nothleidender im sächsischen Erzgebirge, herausgegeben von Wilhelm Scherffig. Zwickau, Hoff. —
- Buch deutscher Lyrik. (Original-Gedichte). Herausgegeben von Adolf Böttger. Leipzig, Dürr. —
- Gedichte von Friedrich von Heyden. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Th. Mundt. Leipzig, Brandstetter. —
- Dichterischer Nachlaß von J. G. von Reinhold. Herausgegeben von Barnhagen von Ense. 2. Bd. Leipzig, Brockhaus. —
- Sonette von Luis Camoens. Aus dem Portugiesischen von Louis von Arentzschild. Leipzig, Brockhaus. —
- Dichtungen von Heinrich Beer. Breslau, Trewendt u. Granier. —
- Dichtungen von Constance. Berlin, Dümmler. —
- Gedichte von Carl Morel. St. Gallen, Fischli. —
- Herbstblüten. Lyrische Gedichte von J. J. Honegger. 2. Bd., Zürich, Zürcher u. Furrer. —
- Patriotische Gedichte von Victor Precht. Zweite Sammlung. Der Ertrag für den Altonaer Hilfsverein. Bremen, Geisler. —
- Zeitlosen. Ein Sonettenfranz von A. Leonard. Göttingen, Dieterich. —
- Junge Blätter. Gedichte von H. Köpfer. Halle, Mühlmann. —

Die Kritik einer ganzen Reihe lyrischer Gedichte hat immer etwas Mißliches. Weniger schwer ist es, ihren Gesamtwert im Gebiet der allgemeinen Literatur festzustellen, als den relativen Werth des einen gegen das andere mit einiger Unparteilichkeit abzuwägen. Wie wir über die Berechtigung der meisten neuen Lyriker denken, haben wir schon öfters ausgesprochen. Sie leiden zum großen Theil daran, daß sie sich nicht durch einen überwiegenden Drang der Empfindung, sondern durch das Bewußtsein eines gewissen Formtalents zur Poesie bestimmen lassen. Dieses Formtalent wird ihnen durch Schule und Lectüre frühzeitig angeregt und entwickelt, und mit den Formen wird ihnen auch zugleich ein gewisser conventioneller poetischer Inhalt angeeignet. Ohne sich dessen bewußt zu werden, beuten sie die Empfindungen und Vorstellungen der früheren Dichter aus, bekannte Melodien klingen in ihr Ohr und regen sie zu kleinen bescheidenen Modulationen und Fiorituren an. So entsteht eine Poesie, die sehr anspruchsvoll und dabei zugleich sehr trivial ist, die den Schatz des menschlichen Herzens um nichts

bereichert, die im Gegentheil das Gefühl veranlaßt, sich in unzweckmäßigen und krankhaften Gegenständen auszugeben. Dieser letztere Umstand, die Coquetterie, Hohlheit und Lügenhaftigkeit, die sich in unserer modernen Lyrik so häufig hervordrängt, macht uns nicht selten bitter, wenn wir auch nicht im Enferntesten behaupten wollen, daß den einzelnen Lyrikern in dieser Beziehung eine übertriebene Schuld beizumessen ist. Wir möchten sie im Gegentheil bedauern, denn sie verlieren die besten Kräfte ihres Herzens an eitles und nichtiges Wesen, und das geheime Bewußtsein dieses Verlustes bringt sie dann dazu, die Poesie überhaupt als ein Unglück, als einen Fluch, als einen Kainsstempel zu bezeichnen, was sie in der That nicht ist. Den wahren Dichter macht die Poesie glücklich, denn sie befähigt ihn, was seine Seele belastet, äußerlich zu gestalten und sich so davon zu befreien. Wer die Poesie als ein Unglück empfindet, kann sicher sein, daß sie nicht sein eigentlicher Beruf ist, daß sie ihm nur in eben dem Sinn Sorge und Beschwerde macht, wie jede Aufgabe, der er nicht gewachsen ist. Der zweifelhafte Wechsel dieses beständigen fruchtlosen Strebens, wozu denn noch in der Regel der mehr als zweifelhafte äußerliche Erfolg kommt, bringt dann in der Regel eine bleibende Verstimmung hervor, die nicht selten in Blasirtheit übergeht und die jungen Lyriker, die im Uebermuth ihres Formtalents die Welt zu erobern hofften, bloß weil sie sie zu reimen verstanden, enden nicht selten in einer altflugen, nüchternen, ideenlosen Aufklärung, die ihnen in dem Egoismus des Verstandes das höchste Ideal zeigt. Unsere deutschen Belletristen haben so lange in Empfindungen geschwelgt, so lange mit ihrem Herzen coquettirt, daß sie nahe dabei sind, wie Herr Chester bei Dickens, das Herz für eine Illusion zu halten, und die heiligsten Empfindungen mit Füßen zu treten, weil sie ihnen früher falsche Altäre aufgerichtet hatten. Am Widerwärtigsten werden alle diese Erscheinungen, wenn der Hochmuth und die Eitelkeit so weit geht, daß sie ihr eigenes stehes Wesen, ihre eigenen kleinlichen Hoffnungen und Sorgen mit dem Wesen, den Hoffnungen und Sorgen des deutschen Volks verwechselt. Gegen diese an Wahnsinn streifende Eitelkeit liegen wir allerdings beständig zu Felde, wie einer dieser Belletristen neuerdings sehr richtig bemerkt hat. Das deutsche Volk ist viel besser, als unsere Belletristen es schildern, die nichts weiter davon sehen, als ihre eigenen armseligen Coterien. Von den Sigen der Gelehrsamkeit bis zu den Werkstätten der Industrie und dem Strohdach des rüstigen Landmannes ist noch so viel Gesundheit, Kraft und Leben im deutschen Volk, daß unsere rückwärts gewandten Propheten nicht nöthig haben, Klagelieder darüber anzustimmen.

Dies ist der Eindruck, wenn wir die neueste Lyrik im Großen und Ganzen überblicken. Wer wollte aber läugnen, daß trotzdem manchem dieser Dichter von Zeit zu Zeit ein gutes Lied gelingt, welches wir gern in dem Schatz unserer National-Literatur aufbewahren möchten. Man muß schon sehr stark an sich selbst gesündigt, sehr ausdauernd alle Fibern seiner Natur corrumpt haben, um nicht

iegend einmal von einem wahren Gefühl ergriffen zu werden, und für dieses die richtige Form zu finden.

Solcher glücklichen Zufälle sollten sich die zahlreichen Liederfassungen bemächtigen, die alljährlich in den verschiedenartigsten Formen aus dem Boden aufsteigen, statt beständig zu den alten Gedichten zurückzukehren, die Gott sei Dank Jedermann im Volke bekannt sind. Bürger, Schiller, Goethe, Uhland und Heine sollten in neu herausgegebenen Liederfassungen keinen Platz mehr finden, denn sie sind bereits das Eigenthum des gesammten Volks. Das ist ein Vorwurf, den wir auch der neuen Romanzensammlung machen müssen, die wir an die Spitze unseres Artikels gestellt haben. Im Uebrigen gehört sie zu den vollständigsten und sorgfältigsten, die wir kennen. Eine große Zahl von Dichtern, von denen man zum Theil kaum den Namen gehört hat, sind darin aufgenommen, und es hat sich doch wenigstens bei den Meisten derselben irgend etwas Hübsches, Ansprechendes und Interessantes gefunden. Jedem Dichter ist eine kurze Biographie, die dem Zweck des Buchs vollständig entspricht, eine im Ganzen sehr genaue Angabe seiner Werke und ein kritisches Urtheil vorausgeschickt. Das Letztere hätte sich der Herausgeber ersparen können, um so mehr, da er es nicht selbst fällt, sondern es aus verschiedenen literarhistorischen Compendien entlehnt, über deren Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit die Meinungen immer getheilt sein werden. — Die Ausstattung ist elegant, ohne anspruchsvoll zu sein, und was sich sonst thun läßt, die sehr weit ausgedehnte Sammlung dem Publicum angenehm und nützlich zu machen, ist alles geschehen. — Wir gehen zu den neuern Gedichten über. —

Unter ihnen würden wir den „Rosenegger Romanzen“ von Julius v. d. Traun den Vorzug geben. Sie sind im Ton der Volkslieder gehalten, zu denen unsere deutschen Dichter immer werden zurückkehren müssen, wenn sie etwas schaffen wollen, was einen bleibenden nationalen Werth hat. Die plastische Anschaulichkeit der Erzählungen, Farbe und Stimmung, ist mitunter ganz vortrefflich, wenn sich auch einzelne starke Nachlässigkeiten vorfinden, denen wir übrigens in den anderen Gedichten gleichfalls begegnen, und die uns zeigen, wie wenig sorgfältig selbst in der Technik, die doch bis zu einem gewissen Grade erlernt werden kann, unsere jungen Talente zu Werke gehen. —

Herr Wolfgang Müller ist, wie wir aus der oben besprochenen Sammlung erfahren, 1816 in Königswinter geboren, und lebt seit 1842 als praktischer Arzt in Düsseldorf. Seine ersten Gedichte erschienen unter dem Titel: „Junge Lieder“ 1841. Später hat er unter Andern zwei Jahrgänge des Düsseldorfer Künstler-Albums redigirt, und mehrere größere und kleinere Gedichte geschrieben, die sich mit dem Volksleben und den Sagen des Rheins beschäftigen. Der gegenwärtige Versuch ist eine wirkliche Dorfgeschichte, aber in Versen, und zwar in

dem durch Walter Scott für das romantische Epos eingeführten vierfüßigen Jambus mit unmittelbar aufeinander folgenden Reimen. Der Inhalt des kleinen Idylls ist ansprechend und lebendig erzählt; ob es aber für das Genre der Dorfgeschichten eine wirkliche Verbesserung ist, daß man die charakteristische Prosa verläßt, möchten wir bezweifeln. Es geht dadurch viel von der genrehaften Naturwahrheit der Detailmalerei verloren, die doch den eigentlichen Reiz dieser Gattung ausmacht: denn in den Versen klingen die burlesken volksthümlichen Ausdrücke keineswegs sehr angenehm. Herr Müller hat sich die Aufgabe noch dadurch erschwert, daß er die Natur des Verses, nicht sehr geschmackvoll, verändert hat. Er legt nämlich die Cäsur fast vorwiegend in die Mitte des Verses, wodurch der naive Fluß desselben vollständig aufgehoben wird. —

Eine ähnliche Aufgabe hat sich Hr. Waldmüller gestellt; nur ist es hier keine zusammenhängende Geschichte, sondern eine Sammlung einzelner, sehr lebendig angeschauter Bilder. Der Dichter hat das purificirte Nibelungen-Versmaß, wie es Uhland gebraucht, angewendet: eine nicht sehr glückliche Wahl, denn in diesem steifen Rhythmus sehen die derben, humoristischen Ausdrücke etwas gezwungen und reflectirt aus. Aber es ist in dem Ganzen doch viel frische Natur. —

Herr Stiebriz hat sich Oscar v. Redwitz zum Vorbild gewählt. Es ist dieselbe verschwommene träumerische Erzählung, derselbe zarte Natursinn, dieselbe weiche Empfänglichkeit, die immer mehr andeutet, als ausführt. Wenn unsere Dichter sich wieder auf die Gattung des romantischen Epos legen wollen, was an sich sehr zweckmäßig wäre, da man durch einen bestimmten Gegenstand sich wenigstens der leeren Empfinderei entzieht, so sollte ihnen als Vorbild und Muster immer Walter Scott's „Jungfrau am See“ vorschweben, in welchem dieser große Dichter gezeigt hat, daß man die blendendsten Farben mit Klarheit und Ordnung in der Zeichnung und mit Harmonie in der Composition verbinden kann. —

Der ungenannte Verfasser der „Göttersage“ hat den kühnen Versuch gemacht, uns mitten in die nordische Mythologie zu versetzen, und das Leben der Götter selbst in einem Abentheuer Wodan's, den er mit Allvater identificirt, anschaulich zu machen. Das Gedicht scheidert an dem Fehler der Sentimentalität. Die nordische Mythe verlangt starke Striche, gresle Farben; diese fehlen zwar nicht, aber dann findet sich dazwischen wieder so viel weichliche, zierlich melancholische Stimmung, daß an eine innere Harmonie nicht zu denken ist. Bei dem Talent, welches einzelne Stellen augenscheinlich bekunden, muß man bedauern, daß der Dichter sich nicht genauer seine Aufgabe klar gemacht, nicht strenger in der Ausarbeitung gewesen ist, an sich wäre der Gegenstand nicht unpoetisch. —

Herr Moritz Horn (geboren 1814) hat sich durch seine von Robert Schumann componirte „Pilgerfahrt der Rose“, die, wie wir hören, bereits in der 2. Auflage erschienen ist, ein dankbares Publicum erworben. Die Welt scheint der

Janitscharen-Musik der Freiheitskämpfer müde geworden zu sein, und je süßer und minniglicher ein Schäfer flötet, desto näher steht er ihrem Herzen. Der Dichter hat ein zweites Märchen derselben Art, „die Lilie vom See“, dem ersten folgen lassen; die Lilie ist eine gute Fee, welche rathlosen Liebenden aus der Noth hilft, und den bösen Urtrieben boshafter Giftpflanzen, namentlich einer tückischen Belladonna, siegreich widersteht. Wir haben in diesen Geschichten das vollständige Balletcostüm, wie wir es aus den „beseelten Blumen“ von Granville gewöhnt sind. Der narcotische Duft dieser Blumenpoesie wird uns nachgerade noch viel unerträglicher, als der wüste Lärm der Trommel und der Querflöte, mit der man uns vor zehn Jahren in eine kriegerische Stimmung versetzen wollte. Die Blumen sind für jedes unverdorrene Gemüth, wenn man sie im Garten oder auf dem Felde antrifft, eine sehr erfreuliche Erscheinung, aber wenn sie sich von ihrem Boden lösen, sich ein Balletcostüm überwerfen, sich in den Drang des wirklichen Lebens mischen, und die ungerechtfertigte Anforderung stellen, von den Menschen als ebenbürtige Wesen behandelt zu werden, so müssen wir dagegen protestiren. Jeder Gegenstand der Natur verlangt seine eigenthümliche Behandlung. Auch die Blumen haben ihr geheimes sehr poetisches Leben: wenn der Dichter diesem nachspürt, und es uns in sinnlicher Anschaulichkeit gegenwärtig macht, so werden wir ihm sehr dankbar sein; aber wenn er sie parfümirt, und in phantastischen Verkleidungen auf den Markt bringt, so geht der Reiz der Unschuld und der Natur verloren. —

Auch das „Album“, welches wir auf dem Titel angezeigt haben, und welches seines wohlthätigen Zweckes wegen zu empfehlen ist, enthält neben einigen anderen Beiträgen, die wir übergehen, weil wir nichts Charakteristisches in ihnen finden, mehrere Dichtungen von Moriz Horn. Wie hohl die Phraseologie dieser Blumen-dichtung ist, wird man erst recht gewahr, wenn der Dichter sich in Prosa einläßt. Man höre folgendes:

„Wie wahr ist des Dichters Wort: greift nur hinein in's volle Leben, wo ihr es packt, da ist es interessant. Wie im Meere unter den geheimnißvollen Korallenbäumen des stillen Muschelthieres Schmerz die köstliche Perle ausweint, so in der Menschenbrust das Herz, die räthselhafte Wohnung der Lust und des Leides, von der aus Glück oder Unglück kommt über unser Leben. Wenn ich an einer kleinen Hütte vorübergehe und drinnen am Fenster Jemanden mit trüben Mienen sitzen sehe, da kommt mir der Gedanke: wer kann wissen, welches Trüerspiel auf dieser unscheinbaren Bühne das Schicksal aus kleinen unbedeutenden Fäden am nie rastenden Webstuhl der Zeit mit sicherer Meisterhand schuf! Solcher Gedanken voll, wandelte ich durch den Hain.“ —

Ein solcher Schwulst ist doch kaum mehr für Kammermädchen genießbar. — In dieselbe Gattung der Sentimentalität fallen die Memoiren einer Thräne von Titus Voigtländer. — Noch aus einem andern Gedicht: „der Triumph des Genies“ von Feodor Wehl, müssen wir eine Probe geben um zu zeigen, bis zu welcher Höhe sich die Poesie bei uns versteigen kann. Die Poesie spricht zur Muse der Geschichte:

Schiller sieht die Zukunft tagen,  
Und er singt als ihr Prophet  
Von den Schlachten, die sie schlagen  
Und mit Ruhm gewinnen geht.

Goethe aber, der Ergründer  
Seiner Zeit und seiner Welt,  
In der Folge seiner Kinder  
Vor uns das Vergangne stellt.

Schiller kennt nur Ideale,  
Nur der Zukunft goldnen Traum,  
Aber Goethe das Reale,  
Den geliebten Zeitenraum.

Dieser endigt die Epoche,  
Jener sie auf's Neu' begann,  
Eine große Völkerwoche  
Schließt sich hier und füng sich an.

Darum, Olio mußt du nieder-  
Schreiben in dein goldnes Buch  
Dieser Sänger goldne Lieder,  
Ihren Segen, ihren Fluch.

Denn es lebt darin und treibet  
Alles, was die Zeit enthält.  
Ewig wahr der Ausspruch bleibet:  
Dichter sind das Herz der Welt.

All' ihr Wünschen, Fürchten, Hoffen,  
Der geheimsten Pulse Schlag  
Liegt in ihren Worten offen  
Und gehoben an den Tag.

Auf diese und ähnliche Vorstellungen erwidert die Muse der Geschichte:

Führe vor mir seine Werke,  
Daß ich mit bedachtem Sinn  
Mir aus ihrem Inhalt merke  
Jeden köstlichen Gewinn.

Sind ich diesen so erhaben,  
Als du sagest, nun wohl an,  
Goethes Namen will ich graben  
Ein in meine Tafeln dann.

Wer noch daran zweifeln sollte, daß man auch das preussische Landrecht und Albertis Complimentirbuch in Verse bringen kann, der studiere diese Poesie! —

Einen bei Weitem größern Werth als dieses Album hat der von Adolph Böttger herausgegebene Musenalmanach. Warum der Herausgeber diesen hergebrachten Titel verändert, und warum er das für Gedichte sehr zweckmäßige Taschenbuchformat mit einem prunkenden Octav, welches fast wie Quart ausfieht, vertauscht hat, ist uns unbegreiflich. Jedenfalls war die alte Einrichtung zweckmäßiger. Aber der Inhalt entschädigt uns reichlich für diesen Mißgriff in der äußeren Ausstattung. Wir finden fast von allen jetzt lebenden Dichtern

Mittheilungen, die nicht, wie es in der Regel geschieht, weggeworfene Papierschnitzel enthalten, sondern denen man fast durchschnittlich eine sorgfältige Arbeit ansieht. Die Sammlung wird eröffnet durch einige Gedichte von August Kopisch, die dieser kurz vor seinem Tode geschrieben hat. Wir haben es bisher veräumt, diesem lebenswürdigen und reichbegabten Mann einen Nachruf zu widmen, wir wollen wenigstens durch einige Notizen unsrer Pflicht nachkommen. August Kopisch war 1799 in Breslau geboren. Er hatte sich 1815 auf die Kunstakademie zu Prag begeben, um sich dort als Maler auszubilden. Ein Sturz auf dem Eise, wodurch seine rechte Hand schwer verletzt wurde, hinderte seine volle technische Ausbildung in der Malerei; doch hat er durch einige landschaftliche Gemälde, die zwar nicht immer den Gesetzen der Kunst entsprechen, die aber wenigstens eine originelle Auffassung verrathen, das Interesse der Kenner gewonnen. Von Prag wandte er sich nach Wien, lernte dort die serbischen Volkslieder kennen, und gewöhnte sich daran, in der nämlichen Art zu improvisiren. Seit 1819 lebte er in Dresden drei Jahre der Kunst, und begab sich darauf nach Italien, wo er in Neapel mit Platen, Donizetti und dem Lustspieldichter Camerano bis 1828 verweilte, ganz dem Studium des Volkslebens, Volkstheaters und der Volkspoese zugewendet. Auf Capri entdeckte er bekanntlich die blaue Grotte. Mehrere Novellen, eine Uebersetzung des Dante (1837) und eine Sammlung volksthümlicher Poesten aus allen Mundarten Italiens unter dem Titel: „Agrumi“ (1838) sind die Früchte dieses Aufenthalts gewesen. Seit seiner Rückkehr lebte er in Berlin, wo er 1844 den Titel Professor erhielt. Sein Lied vom Vater Noah kennt Jedermann, und es ist auch in der That eins der lebenswürdigsten Erzeugnisse unsrer komischen Poese. Vorzüglich ausgezeichnet war er aber in der volksthümlichen, humoristischen Darstellung der Fabelwelt, der Elfen, Zwerge, Hexen, u. s. w., für die er eine wunderbare Färbung und Melodie zu finden wußte. In seiner Sammlung: „Allerlei Geister“ 1844, sind die meisten dieser Poesten enthalten. Einzelne derselben, die Heinzelmännchen, des kleinen Volks Ueberfahrt, der Hexenritt und der große Krebs im Mohrinersee sind in der vorhin von uns angeführten Romanzensammlung enthalten. Auch die neuen kleinen Gedichte sind allerliebft, obgleich das erste derselben mit einem siebenfüßigen Hexameter anfängt. — Kopisch gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die aller Welt Freude machen, und die keinen Neid und keinen Haß hervorrufen. Er ist darin, so wie in der eigenthümlichen Anlage seines Talents am Meisten mit Robert Reinick zu vergleichen. Es ist eine Freude, zu sehen, daß es immer noch solche Naturen giebt, auch in der Literatur, obgleich wir nicht wünschen möchten, daß sie die ausschließlich herrschenden würden. Unter den übrigen Beiträgen dieses Musenalmanachs zeichnen wir aus: ein Gedicht von Justinus Kerner, in welchem er sich darüber beklagt, daß durch die Eisenbahnen die Poese des Reisens aufgehoben ist, was wir in der That

nicht läugnen können, obgleich dadurch gegen die Eisenbahn noch nichts bewiesen ist; ferner ein ganz eigenthümliches Gedicht von Leopold Schefer: „Minnesängers Todtenklage“, welches sowol durch seine Form als durch seinen Inhalt Aufmerksamkeit verdient, persische Parabeln von Rückert, und ein Paar gemüthliche Lieder von Eichendorff, Hoffmann und Geibel. Man sieht, daß in der Sammlung viel Interessantes enthalten ist. Im Allgemeinen will es uns übrigens scheinen, als ob die älteren Dichter, selbst die eigentlichen Veteranen, vor den Jüngeren den Vorzug verdienen. —

Wir wenden uns zu Friedrich von Heyden, und folgen zuerst den biographischen Notizen seines Herausgebers. Er ist 1789 auf einem Landgute in Ostpreußen geboren. In die Zeit seines Königsberger Universitätslebens fällt der dortige Aufenthalt des Königs. Heyden wurde nebst einigen andern jungen Leuten dazu bestimmt, zur Gesellschaft des Kronprinzen an gewissen Unterrichtsstunden Theil zu nehmen. Die Kriegsjahre unterbrachen seine Studien; nach Ablauf derselben wurde er bei der Regierung zu Oppeln angestellt, heirathete 1826 die Tochter des Präsidenten von Hippel, und lebte darauf als Regierungsrath in Breslau. Ununterbrochen setzte er während dieser Zeit seine poetische Thätigkeit fort. 1819 schrieb er die „dramatischen Novellen“, ungefähr in dieselben Zeit zwei Tragödien: „Conradin“ und „der Kampf der Hohenstaufen“; sowie eine Reihe lyrischer Gedichte. Das romantische Epos „Reginald“ (1831) sollte die Zeit Kaiser Friedrichs II. in einer Art idealischer Verklärung darstellen. Das Schauspiel „Album und Wechsel“ wurde 1839 mit Beifall in Berlin gegeben, und man ging damit um, ihn als Dramaturg nach Berlin zu berufen. Von seinen übrigen ziemlich zahlreichen Stücken sind noch das Trauerspiel „Madame“, das Schauspiel „der Liebe Zauber“, und die Lustspiele „die Modernen“, und der „Geschäftsführer“ auf einigen größeren Bühnen Deutschlands zur Aufführung gekommen, ohne daß es ihnen gelang, durchzudringen. In dem Roman: „die Intriguanen“ (1840) wollte er die Mitte des 17. Jahrhunderts zeichnen, ohne sich auf bestimmte politische Verhältnisse einzulassen. Eine Sammlung seiner kleineren Novellen und Erzählungen ließ Heyden unter dem Titel: „Randzeichnungen“ (1844) folgen, in denen besonders die Novelle: „die Bewerbungen“ charakteristisch für seine Auffassung der Zeitverhältnisse ist. „Die exklusive Gesellschaftssphäre wird darin in allen ihren Manieren und Ausgesuchtheiten einer schneidenden Charakteristik unterzogen. Zugleich wird hier der Versuch gemacht, die sogenannte emancipirte Frau in vollkommener Uebereinstimmung mit aller Schönheit und sittlichen Begränzung der weiblichen Natur erscheinen zu lassen.“ Seit 1843 hat er mehrere episch-romantische Gedichte geschrieben, die wir zum Theil besprochen haben: „das Wort der Frau“ (1843, mit Bezugnahme auf die Frauenemancipation); „der Schuster zu Espahan“ (1850) und die „Königsbraut“ (1851). Er starb am 5. November 1851, als rechtlicher, edler und feinführender Mann von seinen Freunden betrauert. — Der

Literaturgeschichte gehören seine poetischen Werke kaum an, wir können über sie genau dasselbe sagen, was wir vor einigen Heften bei Gelegenheit Kugler's bemerktten. Doch spricht sich ein durchaus gesundes Gemüth, ein heller Verstand und eine edle Gesinnung in ihnen aus, und sie werden in einzelnen Kreisen stets Anklang finden. —

Einen sehr ähnlichen Charakter hat der dichterische Nachlaß von Reinhold. Herr von Reinhold ist 1774 in Amsterdam geboren, und hat in seiner Jugend im Militair und in der Diplomatie gedient, bis Holland dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde. Nach der Wiederherstellung des Staats trat er wieder in Dienst, lebte 1814 bis 1823 als niederländischer Gesandter in Rom, wo sein Haus den Mittelpunkt für alle Künstler und Gelehrte bildete, und kehrte nach kurzer Unterbrechung bis 1827 dahin zurück. Im Jahre 1832 verließ er den Staatsdienst, und lebte zurückgezogen in Hamburg, wo er 1838 starb. — Sein dichterischer Nachlaß zerfällt in zwei Haupttheile, eigene Gedichte und Uebersetzungen. Was die ersten betrifft, so sind sie fast ausschließlich Gelegenheitsgedichte, bei denen der Verfasser nie den entferntesten Gedanken gehabt hat, sie der Deffentlichkeit zu übergeben; das muß den Maßstab unseres Urtheils bestimmen, wir können von ihnen nichts verlangen, als Züge einer harmonischen und poetisch fühlenden Natur. Diese finden sich in reichem Maße vor, obgleich wir gestehen müssen, daß die Herausgeber doch eine größere Sichtung hätten vornehmen können. Einen größern Anspruch machen die Uebersetzungen. Den bedeutendsten Umfang nimmt die vollständige Uebersetzung des Petrarca ein, und sie verdient auch wol die größte Aufmerksamkeit. Die Form ist mit einer Sicherheit und Gewandtheit gehandhabt, die selbst in Deutschland, wo dergleichen Talente nicht selten sind, Bewunderung erregen muß. Die Sonette lesen sich ganz wie Originalgedichte, und dabei ist doch der Sinn und die Färbung des italienischen Minnesängers so weit wiedergegeben, als es bei dergleichen Liebeständeleien möglich und wünschenswerth ist. Daß wir die Geduld, eine so unübersehbare Menge von Sonetten zu übersetzen, mehr bewundern als begreifen, wollen wir nur beiläufig bemerken. Auch die übrigen Uebersetzungen aus dem Italienischen sind musterhaft; dagegen hätten wir bei den Uebersetzungen aus dem Englischen eine größere Treue gewünscht, denn hier handelt es sich nicht bloß darum, eine größere Fülle des Gemüths und des Gedankens aufzubewahren, sondern auch die Formen stehen uns näher, und wir sind durch die glänzenden Uebersetzungen anderer Dichter in dieser Beziehung bereits sehr verwöhnt. — Ein weiterer Beleg für das unverstegliche Talent unserer deutschen Lyriker zur Nachbildung fremder Formen ist die oben angeführte Uebersetzung der Sonette von Camoens. In Camoens ist zwar lange nicht der melodische Fluß und die Reinheit des Geschmacks, der vielleicht den Hauptwerth Petearcas ausmacht, aber wir werden häufiger durch einen originellen, kräftigen Zug des Gemüths ergriffen, und diesen wiederzugeben ist dem Uebersetzer sehr wohl gelungen. —

Von den Gedichten, die uns noch übrig bleiben, können wir nur wenig sagen. Die Reminiscenz drängt sich sehr stark bei ihnen vor; wir finden überall Anklänge an bestimmte Muster, überall mehr Talent für Form, mehr Intention und allenfalls auch mehr Bildung, als wirklichen Drang der Empfindung. Am meisten möchte von dem letzteren noch bei Honegger zu finden sein, dem es zuweilen gelingt durch eine ausgeführte Schilderung ein lebendiges Bild in unserer Seele zu erregen. An Bildung möchte er eher den Uebrigen nachstehen und es widerfahren ihm in dieser Beziehung zuweilen Mißverständnisse, die über die Grenzen des Erlaubten gehen. Wenn er z. B. Marius auf den Trümmern von Carthago schildern will, so muß er sich vorher nach den genaueren Umständen der Situation erkundigen, sonst verfehlt das Gedicht seine Pointe. Allein trotz dieser Ausstellungen finden wir doch einen Rest von wirklich poetischem Wesen in ihm, der bei sorgfältigerer Pflege zu gediegenen Leistungen hätte führen können.

Wir glauben mit dieser Skizze unserer Pflicht der lyrischen Dichtung gegenüber für eine Zeitlang Genüge gethan zu haben. Es drängen sich uns zuviel allgemeinere und stärkere Interessen auf, als daß wir nicht diesen bloßen Ergüssen individueller Gemüther eine etwas geringere Aufmerksamkeit zuwenden könnten. Wir sprechen zum Schluß noch den Wunsch aus, daß unsere Lyriker, um sich der stofflosen Empfindung zu entziehen, immer an bestimmte Gegenstände halten möchten, und empfehlen in diesem Sinn die Gattung des romantischen Epos, aber nicht in der nachlässigen rhapsodischen Weise Lenau's, sondern in der sorgfältig ausgearbeiteten Kunstform Walter Scott's.

### Nus Frankfurt am Main.

Frankfurt ist reizend im blüthenvollen Maigrün seiner Gärten und Anlagen. Der Fremdenstrom fließt zwar noch als sehr mäßiger Fluß. Aber die Bäder der Nachbarschaft haben ihre Sommersaison pünktlicher am 1. Mai begonnen, als die Natur. Homburg decorirte die Säle seiner gold- und silberbeblühten Wiese, die bekanntlich auch im Winterschnee blüht, mit noch üppigerer Pracht denn früher. Im Publicum behauptet man überdies, die Spielpächter hätten sich gemeinnützigen Sinnes sehr stark an der „Darmstädter Bank für Handel und Industrie“ betheiliget, an deren Spitze wir alle schutzöllnerischen Elemente des weiland „Vereins zum Schutze deutscher Arbeit“, erblicken, während das ganze Institut immer nackter als Filialgeschäft der Pariser „Caisse mobilière“ auftritt. Kann man wohl eine unparteisichere Vielseitigkeit denken? Abseits von den Spielbädern birgt sich Soden in einem reizenden Thale der Taunusabsenkung. Es war ehemals ein Frankfurter Dorf, ist aber schon seit mehr als einem Jahrhundert nassanisch. Die Frankfurter